Mein Lebensmotto:

„Mich dem Fluss des Lebens anvertrauen."

Pferdereise

Liebe Leserinnnen und liebe Leser, ich erzähle Ihnen eine Geschichte über die fast drei Jahre, die ich als „Nomadin" verbracht habe und die mich so viel über das (einfache) Leben gelehrt hat.

Susanne Weik

Erziehungswissenschaftlerin, Heilpraktikerin für Psychotherapie, Autorin.

www.susanne-weik.de

Ich singe im Rhythmus des gleichmäßigen Hufgeklappers von Jori vor mich hin. Mein weißes Pony trägt mein Gepäck in den von mir genähten und mit bunten gewebten Bändern verzierten Packtaschen. Es ist nicht viel darin: ein Schlafsack, eine Zeltplane, eine Isomatte, zwei Hosen, zwei T-Shirts, ein Kochtopf, eine Essschale. Hinter mir höre ich die unruhigeren Schritte von Sorla, dem Pferd meiner Gefährtin.

Unser Weg führt am Fluss entlang. Der Doubs begleitet uns nun schon seit einer Woche mit seinem Rauschen und Strömen, vom Wasser weht ein angenehm frischer Wind, und immer wieder ziehen Frachtschiffe und Hausboote an uns vorüber. Ein paar hin und her gerufene Worte, ein Winken. Wir fallen auf. Zwei bunt gekleidete Frauen mit bepackten Ponys und einem Hund, der neben uns hertrottet.
Wir sind in Frankreich unterwegs. Es ist Anfang der Achtzigerjahre und wir haben kein Zuhause außer der Erde unter unseren wandernden Füßen, unseren abendlichen Plätzen am Feuer und der aufgespannten Zeltplane, die uns vor Regen schützt.

Wir sind aufgebrochen, als sich das Frauenland in Dänemark aufgelöst hat, und wir werden unsere Freundinnen in Südfrankreich wieder treffen. In der Zwischenzeit wandern wir täglich ein Stück weiter unserem Ziel entgegen. Zwischendurch machen wir auch einmal ein oder zwei Tage Pause, wenn wir einen schönen Platz zum Rasten gefunden haben. Oder wenn am Tag davor eines der Pferde erschrocken losgerannt ist und ein stacheliges Gebüsch wieder einmal die Packtaschen zerrissen hat.

Ein ruhiger Rhythmus stellt sich ein. Packen am Morgen, Frühstück am offenen Feuer, wandern, und abends die Suche nach einem guten Platz für die Nacht. Wenn möglich, fragen wir in den Dörfern nach einer Weide für die Pferde, sodass diese frei grasen können. Und meist dürfen wir dann auch dort unsere Plane aufschlagen. Die Menschen sind fast immer freundlich, neugierig, wollen wissen, wohin wir ziehen. Es spricht sich schnell herum, dass wir da sind.

Oft werden wir zum einfachen bäuerlichen Abendessen hereingebeten und ausgefragt. Und manch eine Bäuerin sagt mit sehnsüchtigem Blick: „Schreibt uns eine Postkarte, wenn ihr in den Pyrenäen seid." Und wenn wir am nächsten Tag wieder losziehen, haben wir frische Tomaten im Gepäck, Eier, vielleicht sogar einen Ziegenkäse.

Es sind alles willkommene Geschenke. Denn wir leben von den 100 DM, die meine großzügige Mutter uns jeden Monat poste restante zusendet. Sie macht das, obwohl sie nicht wirklich einverstanden ist mit dieser Art von Leben. Doch so ist es möglich – zusätzlich zu dem, was wir bei der Weinernte verdienen werden –, dass wir die Pferde beschlagen lassen, uns Ersatz für die löchrigen Schuhe leisten und in den kleinen Dorfläden Vorräte kaufen. Oft gibt es leckeres Brennnessel- und Gierschgemüse, Salat aus Vogelmiere und Löwenzahn. Kräuter finden sich überall.

Es ist, als würde ein Zauber wirken: Besonders wenn das Geld zu Neige geht, werden wir eingeladen. Wir finden ein großes, verwildertes Erdbeerfeld mit dicken, saftig-süßen Früchten, an denen wir uns satt essen. Eine ältere Frau, bei der wir ein paar Tage im Obstgarten ausruhen, schenkt uns, gerade als es kühler wird, zwei kuschelige Flanellhemden und einen Aquarellfarbkasten.

Die Erfahrung, vom Leben getragen zu sein, stellt sich ein. Und so wirkt diese drei Jahre andauernde Reisezeit sich auch noch heute auf mein Leben aus. Auch dreißig Jahre später erinnere ich mich daran:

Es ist alles da, was ich brauche.*